Erscheint alle 14 Tage

Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

11. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch. (Rhld.) | Nummer 25

(Nachdruck verboten.)

Edwin Linse war der einzige Sohn achtbarer Eltern, die in einer bekannten schönen Stadt Süddeutschlands lebten. Der Vater besaß dort eine große Buch- und Kunsthandlung. Er hoffte, daß sein Sohn ihm dereinst im Geschäft zur Seite stehen würde. Leider hatte sein Sohn aber keine Lust, sich mit all den Herrlichkeiten eines wirklich guten Buch- und Kunsthändlers bekanntzumachen. Er kaufte sich viel lieber heimlich für sein Taschengeld, und was er sich von Onkel und Tante erbettelte, bei einem gewissen Zigarrenhändler, der auch Schreib-

papier und allerlei wenig gute 10-Pfennigs-Hefte mit den tollsten Räuber- und Detektivgeschichten führte, derartige Schundbücher. Schon verschiedentlich hatten ihm seine Eltern darüber ernste Vorwürfe gemacht, leider aber ohne Erfolg. Je älter er wurde, je schlimmer wurde das Verlangen nach diesen Wildwestgeschichten, durch die seine Gedanken in bösester Weise beeinflußt wurden. Infolgedessen hatte er es sich denn in den Kopf gesetzt, Seemann zu werden. Er hoffte auf diese Weise erstmal nach Amerika zu kommen, wo sich dann alles andere finden würde. Jawohl, es fand sich auch, aber wie? Das sollte er schon erfahren.

Was auch die Eltern sagen mochten, es war alles in den Wind geredet. Er trotzte, murrte, bat so lange, bis sie endlich blutenden Herzens nachgaben, und darin willigten, daß er Seemann wurde. Er wollte Kapitän eines großen Ozeandampfers werden, der mindestens drei, wenn nicht gar vier Schornsteine hätte. Das Ziel war hochgesteckt, aber sonst recht schön, wenn ... ja, wenn er standgehalten und auf seinem Dampfer Stuttgart, auf dem ihm ein Freund seines Vaters, der Beamter einer großen Schiffahrtsgesellschaft in Bremerhaven war, eine Stelle als Schiffsjunge besorgt hatte, geblieben wäre. Er tat es aber nicht, sondern rückte heimlich mit noch einem anderen Schiffsjungen, dem diese törichten Detektivgeschichten ebenfalls den Kopf voll Raupen gesetzt hatten, in Neuyork aus. Sicherlich hätte er das nicht gewagt, wenn ihn nicht die verschiedenen Tanten und Onkels beim Abschiednehmen allzu reichlich mit Geld beschenkt hätten, „damit er sich auch ordentlich die neue Welt besehen könnte!“ Seinen Eltern sagte er von diesen reichen Geldgeschenken natürlich nichts.

Bei seinem Kameraden sah es noch weit schlimmer aus. Der machte schon seine zweite Reise und hatte es sich ebenfalls von Anfang an in den Kopf gesetzt, in Amerika zu bleiben. Wissend, daß er dazu Geld brauchte, hatte er sogar kurz vor Antritt seiner zweiten Reise seine alte Tante, bei der er erzogen wurde, da seine Eltern tot waren, bestohlen. Das wußte Edwin allerdings nicht.

Das bißchen Geld, was sie hatten, war in drei Tagen aufgezehrt. Am frühen Morgen des vierten Tages, als Edwin noch in einer armseligen Spelunke schlief, verschwand der Kamerad heimlich und hieß dessen Taschenuhr mitgehen. Edwin hat auch nie wieder etwas von ihm gehört und gesehen.

Was nun anfangen? Mit zwei Mark in der Tasche ist das in Amerika eine böse Sache. Gottes gütige Hand führte ihn zum Seemannsheim. Er bekannte offen dem Seemannspastor seine Schuld, erklärte aber zugleich, daß er nicht wieder heim, sondern Seemann bleiben und gerne Dienste auf einem Segler nehmen wollte.

Es traf sich anscheinend gut, denn es wurde gerade für die Brigg „Diamant“, übrigens ein alter, morscher Zweimaster, ein Schiffsjunge verlangt. Die aus 13 Mann, einschließlich Kapitän und Steuermann bestehende Mannschaft, war aus allen möglichen Völkern zusammengesetzt. Norweger, Dänen, Engländer, Deutsche und Amerikaner waren an Bord. Der Kapitän war Franzose, der Steuermann Belgier. Alle aber waren dem Trunke ergeben und hatten ganze Steinkruken voll Schnaps mit an Bord gebracht. Anfangs ging sonst alles gut, doch merkten die Matrosen sehr bald, daß der Kapitän und der Steuermann rohe, ja geradezu ruchlose Menschen waren, die vom Morgen bis zum Abend fluchten und wetterten. Dabei gab es noch sehr schlechtes Essen. Der amerikanische Koch verstand nichts von der Kocherei.

Am sechsten Tage nach dem Verlassen des Hafens geriet das Schiff in einen furchtbaren Zyklon. Das ist nämlich ein Wirbelsturm, der gewöhnlich aus südlichen Gegenden kommt und mit einer Geschwindigkeit von 80 Kilometer in der Stunde weiterrast. Sein Durchmesser ist bis 80 Kilometer groß. In weniger als 15 Minuten hatten die haushohen Sturzwellen, mit Ausnahme des großen Rettungsbootes, alles an Deck zertrümmert und fortgeschwemmt

und den Schiffsrumpf leck geschlagen, so daß das Schiff zu sinken begann. Die aus den Masten herniederstürzenden Rahen (Querbäume, an denen die Segel hängen) drohten noch das letzte Rettungsboot zu zertrümmern. Darum verließ die Besatzung schnell das Schiff.

Weil nun das Boot übervoll war, durfte Edwin nicht mehr mit hinein. So grausam es schien, war es doch sein Glück; denn die gesamte Mannschaft war betrunken, begann miteinander zu kämpfen, weil sie einsah, daß das Boot überladen war. Der Kapitän und der Steuermann wurden über Bord geworfen und als sie sich an das Boot anklammerten, kenterte es und alle ertranken. So blieb der Schiffsjunge am Leben.

Die Brigg ging aber doch nicht so schnell unter, als man befürchtet hatte, denn ihre Ladung bestand aus Mahagoni- und Nußbaumholz und Ölen. Infolgedessen schwamm sie auf der Ladung.

Edwin Linse verbrachte eine grauenvolle Nacht auf dem Wrack, in der er Gott gelobte, wenn er ihn noch je in das geliebte Elternhaus zurückführte, dem Vater gehorsam zu sein und die Gedanken, ein Seemann zu werden, aufzugeben. Und Gott war ihm gnädig. Er erhörte das Flehen des von Angst und Grauen zermarterten, zitternden, armen Jungen. Schon in der Nacht hatte nämlich der Zyklon ausgetobt und am Morgen kam nahe an dem ganz auf der Seite liegenden Wrack ein großer Bremer Dampfer vorbei, von dem aus man das Winken des Schiffbrüchigen glücklicherweise bemerkte und ihn unter großen eigenen Gefahren rettete, denn die See, die Wogen, gingen immer noch sehr hoch und erfüllten die Luft mit brausendem Zischen und Brüllen.

In Bremerhaven glücklich gelandet, begab sich Linse zu dem alten Freunde seines Vaters, der fröhlich und dankerfüllt gegen Gott, der alles zum Besten gewendet hatte, dafür sorgte, daß der Junge gut heimkam, wo er mit offenen Armen begrüßt wurde, denn seine ersten Worte waren: „Vater, Mutter, vergebt mir! Nie wiede Seemann! Nie wieder will ich solch ein vertracktes Schundbuch lesen.“

Und die Eltern vergaben gerne, als sie dieses schöne Versprechen hörten.

Edwin Linse ist aber jetzt schon Inhaber des großen Buchladens mit vielen guten und schönen Büchern.

Auflösung des Oster-Preisausschreibens in Coco Nr. 13 und Fips Nr. 4:

Die abgebildeten Lebewesen haben zusammen 150 Beine.

Die ausgesetzten 300 Preise wurden unter den Einsendern richtiger Lösungen verlost. Die glücklichen Gewinner wurden schriftlich benachrichtigt und ihnen gleichzeitig die Preise zugesandt.

Eine vollständige Preisträgerliste ist gegen Voreinsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) von uns zu beziehen.

Verlag: „Rama-Post“, Goch (Rhld.)

Die Elfen und Zwerge vom Schimmerwald rüsteten zu einem Sommernachtsball. Die flinken kleinen Gnomen hatten die Einladungskarten ausgetragen, darauf stand in silberner Schrift:

Zum Sommernachtsball im grünen Hain,
Laden wir liebe Gäste ein,
Die Schimmerwaldwiese ist festlich geschmückt,
Mit bunten Blumen gar reich bestickt;
Es leuchten uns mit mildem Schein
Der Mond und die lieben Sternelein,
Und die Glühwürmchen putzen die Lichter blank.
Auch dachten wir bestens an Speise und Trank;
Wir sannen und sorgten und schafften zur Stell',
Kristallenen Sprudel vom Zauberquell,
Mit Blütensaft und Honig klar,
Bewirten wir die Gästeschar.
Zum Tanze spielt uns manch lustiges Stück
Die Waldkapelle von Meister Flick.
Drum herbei ihr Freunde von fern und nah,
Wenn der Vollmond erglänzt, ist die Festnacht da,
Eure zusagende Antwort erwarten bald
Die Elfen und Zwerge vom Schimmerwald.

Nun dauerte es gar nicht lange, da kamen Boten von weit und breit. Ein munteres Waldvöglein flog heran, das brachte auf grünem Blättchen, das es sorglich im Schnabel hielt, die Zusage der Elfen aus dem blauen Grunde. Dann erschien ein winziges Erdgeistchen und überreichte in zierlich verfaßten Reimen die Antwort der Zwerge vom Silberschacht. Aus des Waldes fernstem Tale, wo geheimnisvoll der Wunderbrunnen rauscht, kamen weiße Schmetterlinge als Abgesandte der Nymphen, der Hüterinnen des Zauberwassers. Aus Waldkönigs Schloß aber langte ein mächtiges, versiegeltes Schreiben an, das kündete den Besuch des Gebieters. Da herrschte große Freude im Elfen- und Zwergenreich. Und wenn die Nacht ihren blauen Mantel über die Erde gebreitet hatte, wurden heimlich, still und leise, die Vorbereitungen zum Fest getroffen.

Als nun der silberne Vollmond am Himmel stand und tausend goldene Sternlein erstrahlten, brach die Ballnacht an. Die Leuchtkäferchen hatten ihre Laternchen angezündet, sie zogen

den Gästen entgegen und führten sie zum Festplatz. Die Gastgeber eilten geschäftig hin und her, sahen hier nach dem Rechten, trafen dort noch eine Anordnung und gaben endlich dem Herrn Kapellmeister Flick, der seine schmucke, grün uniformierte Musikantenschar auf einem etwas erhöhten Platz der Wiese aufgestellt hatte, das Zeichen zum Beginn des Konzertes. Meister Flick hob den Taktstock und schmetternd erklangen die Trompeten, fein und lieblich tönten die Violinchen, und ein kleiner Künstler entlockte einer Flöte süße Töne.

Von Glühwürmchen umschwirrt, nahten die ersten Gäste, die lieben kleinen Zwerge vom Silberschacht. Sie trugen knappe, braune Röckchen mit silbernen Schnüren und lange silberne Quasten wehten von ihren Kappen. Allerlei köstliches Geschmeide aus ihrer Schatzkammer überreichten sie den Elfen vom Schimmerwald, und beglückt schmückten sich diese mit den blinkenden Ringlein und Ketten und legten die blitzenden, edelsteinbesetzten Gürtel um ihre weißen Feierkleider. Die Schimmerwaldzwerge erhielten silberne Pfeifchen, auf denen man mühelos die schönsten Melodien spielen konnte.

Zwei blumengeschmückte Boote trug das Bächlein heran, das sacht plätschernd das Waldtal durchzog. Die wunderschönen, rothaarigen Nixen vom Zauberbrunnen entstiegen den zierlichen Fahrzeugen. Seegrüne Gewänder und bleiche Perlen schimmerten im Mondenlicht. Und wieder tauchten Glühwürmchen aus dem Waldesdunkel und ihnen nach schwebte ein duftiger Elfenzug. „Guten Abend ihr Lieben, wir sind zur Stelle", tönte es aus zartem Munde; helles Lachen erklang und bunte Elfenschleier wehten.

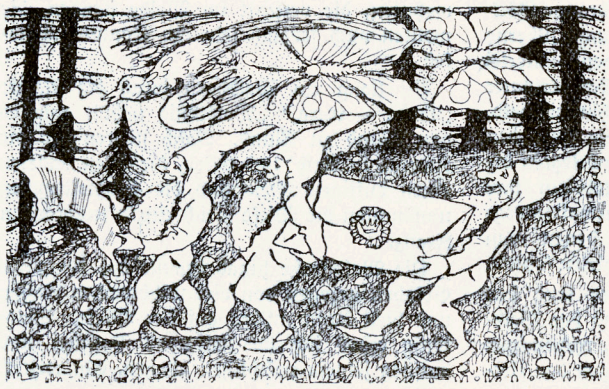
Auf einmal sprangen winzige Kerlchen in brennendroten Röckchen und spitzen, roten Hütchen zwischen das Elfenvolk. Sie purzelten übereinander, rappelten sich wieder auf und trieben tausenderlei Possen. Das waren die Pilzmännlein, die unter den roten Glückspilzen wohnten, die versteckt im Walde standen, die wollten auch fröhlich sein am Sommernachtsfest.

Da klang ein Waldhorn durch die Nacht: „Trara — trara," „Waldkönig naht", ging es von Mund zu Mund. Rasch stellten sich die Zwerge in Reih' und Glied, die Elfen bildeten einen duftigen Kreis und die Glühwürmchen umsäumten die Wiese gleich einem leuchtenden Kranz.

Die Waldstraße hinab brauste das königliche Gefährt, gezogen von vier milchweißen Rossen und hielt dann mitten auf der Wiese. Waldkönig erhob sich aus seidenen Polstern und entstieg seinem prächtigen Wagen. Ein weiter

lichtgrüner Mantel umwehte ihn und eine goldene Krone, mit grünen Reisern durchflochten, schmückte sein Haupt. Mild und gütig war sein Antlitz und ein langer, weißer Bart floß ihm die Brust hinab. Huldvolle Worte sprach er zu seinem Völkchen, das ihn jauchzend umringte. Die Kapelle spielte des Königs Leiblied und im Triumph ward er zu einem Throne geleitet, der unter einer schlanken Birke aus Blättern und Blüten aufgebaut war.

Zwei neugierige Zwerglein beschauten des Königs Wagen von allen Seiten, sie sprangen auch auf das Trittbrett und spähten verstohlen



ins Innere. Da hob sich aus den seidenen Kissen ein liebliches Gesichtchen, umwallt von goldenen Locken, ein blütenumwundenes Prinzessinnenkrönchen funkelte im Haar, „Waldkönigs Töchterlein", riefen überrascht die beiden wie aus einem Munde. Das holde Königskind schüttelte die Locken zurück und lachte leis. Dann schwebte es gleich einem leichten, duftigen Wölkchen hernieder, raffte graziös das silberschimmernde Schleierkleid und huschte mit wunderkleinen Füßchen durchs smaragdgrüne Gras. „Tanzen möchte ich, tanzen", jubelte es mit glockenklarem Stimmchen und wiegte und drehte sich anmutig im flirrenden Silberlicht.

Die Musik spielte schmeichelnde Weisen und die Nymphen rührten mit weißen Fingern kostbare Harfen und entlockten ihnen süße Zauberlieder.

Und: „Tanzen, ja tanzen wollen wir", riefen auch die Elfen, sie ergriffen die Zwerge und drehten sich lustig mit ihnen im Kreise. Die guten Zwerglein stellten sich freilich ein wenig ungeschickt an, sie stolperten öfters und kamen aus dem Takt, aber das schadete weiter nichts, schön war's doch und sie lachten über das ganze Gesicht.

Die Pilzmännlein vergnügten sich auf eigene Art. Sie hüpften in Waldkönigs Wagen und kuschelten sich behaglich in die weichen Polster. Ein paar vorwitzige Wichte erkletterten gar den Bock und setzten sich keck neben des Königs Kutscher, der steif und würdevoll da oben thronte. Der Alte, der mit beiden Händen die Zügel hielt, brummte zornig und stieß mit den Ellbogen nach rechts und nach links, um das unnütze Gesindel abzuschütteln. Aber umsonst. Die Kobolde umklammerten ihn mit Armen und Beinen, schauten mit listigen Äuglein zu ihm auf und kicherten spöttisch. Sie zupften ihn am langen, grünen Rock, zausten seinen eisgrauen Bart und taten ihm allerhand Schabernack.

Die Mondelfen droben in ihrem kristallenen Schloß blickten sehnsüchtig auf das bunte festliche Treiben. Sie eilten zum Vater Mond und bettelten: „Ach, laß uns doch hinunterfliegen zur Erde, wir möchten einmal dort unten tanzen und fröhlich sein."

Der alte, gute Mond nickte lächelnd Gewährung und die Elfen glitten auf den silbernen Strahlen abwärts ins Schimmerwaldtal. Sie nahten sich huldigend der Schönsten im Kreise der Festversammlung, Waldkönigs goldhaarigem Töchterlein. Dann breiteten sie ihre glitzernden Flügelchen aus und schwebten in märchenhaftem Reigen durchs Wiesental.

Die kleinen Waldmusikanten spielten und fiedelten unermüdlich drauf los, bis sie endlich ganz erschöpft und außer Atem die Instrumente sinken ließen. Der bunte Reigen löste sich und die Gesellschaft nahm lachend und plaudernd auf dem blumigen Wiesenteppich Platz. Geschäftig trugen die Gastgeber Erfrischungen herzu. Sie boten den Elfen klaren Honig auf duftenden Rosenblättern und die Zwerge tranken frischen Kristallsprudel aus silbernen Bechern. Auch die brave Musikantenschar bekam ihr Teil. Die Schönste der Elfen aber kredenzte dem König einen goldenen Pokal, gefüllt mit köstlichem Zauberwein, und Prinzeßchen naschte süße Blütentropfen aus blitzendem Schälchen. Die Pilzmännlein hatten einen Krug

mit Birkenſaft erwiſcht und taten ſich daran gütlich.

Ganz allmählich verblaßte das Mondlicht am Himmel und die Sterne bekamen müde, ſchläfrige Augen. Die Glühwürmchen am Wieſenrand hatten ſchon längſt ihre Laternchen gelöſcht und waren eingeſchlafen.

Waldkönig erhob ſich von ſeinem Thron und winkte ſeinem Töchterlein. Hand in Hand traten ſie unter die Feſtverſammlung und der König ſprach mit wohllautender Stimme:

Das Feſt iſt vorüber, wir kehren nach Haus,
Habet Dank, ihr Lieben, für Spiel und Schmaus,
Wir weilten in eurer Mitte ſo gern,
Doch nun heißt es eilen, der Tag iſt nicht fern,
Schon graut es im Oſten, Frau Sonne erwacht,
Lebt wohl ihr Getreuen, zu End' iſt die Nacht.
Wenn wieder am Himmel der Vollmond ſcheint,
Sind wir im Waldſchloß zum Ballfeſt vereint.

Noch einmal grüßte er freundlich ſein Völkchen, das ihn abſchiednehmend umdrängte, dann ſtieg er mit dem Prinzeßchen in den goldenen Wagen, ein Wink der Hand und die weißen Pferde jagten blitzſchnell von dannen.

Die Zurückbleibenden rüſteten nun gleichfalls eilends zum Aufbruch. „Habet Dank, habet Dank", klang es herüber und hinüber. Die Mondelfen ſchwebten auf den letzten ſilbernen Strahlen wieder empor in ihr kriſtallenes Schloß. Die Nymphen ſangen mit ſüßen Stimmen ein Abſchiedslied, darauf beſtiegen ſie ihre Boote und das Bächlein trug ſie wieder in ihr fernes Wundertal.

„Ade, ade", riefen die Elfen; ſie hüllten ſich dicht in ihre Schleier und huſchten ſchnell davon. Und bald träumten ſie unter Blüten ihre bunten Elfenträume.

Die Pilzmännlein hatten ſich erſt noch über die Reſte des Mahles hergemacht. Sie fanden hier noch ein Schlückchen Wein, leckten dort ein Tröpflein Honig und ruhten nicht eher, bis alle Schüſſeln und Krüge gründlich unterſucht und geleert waren. Dann faßten ſie ſich bei den Händen und zogen unter Lärmen und Lachen heim in ihre Pilzhäuschen.

Die lieben, kleinen Zwerge aber wanderten zurück in ihre Berge zu ſtillem, fleißigem Tagewerk.

Das war der Sommernachtsball im Schimmerwald.

Nach einem Gemälde von Max Wechsler.

In froher Kinderzeit.

Kleine flotte
Liselotte,
Schaust so ernst und sinnend drein.
Blondes Kindchen,
Rot von Mündchen,
Antlitz voller Sonnenschein.

Lau und linde
Sonnenwinde
Wehen kosend um dein Haar,
Kirschendunkel
Von Gefunkel
Blickt das große Augenpaar.

Fiel vom Baume
Wie im Traume
Dir der Apfel in den Schoß?
Daß die runde
Frucht dir munde,
Lottchen, scheint mir zweifellos.

Richard Zoozmann.

Ich weiß ein Land, das keine Grenze zeigt,
Das über Wolken bis zum Himmel reicht.

Da wohnt das Märchen und das Zauberwesen
Und eine Fee, die Schmerzen lindern kann.
Da wohnt das Glück in einem goldnen Haus;
Da gehn die Lieben Boten ein und aus.

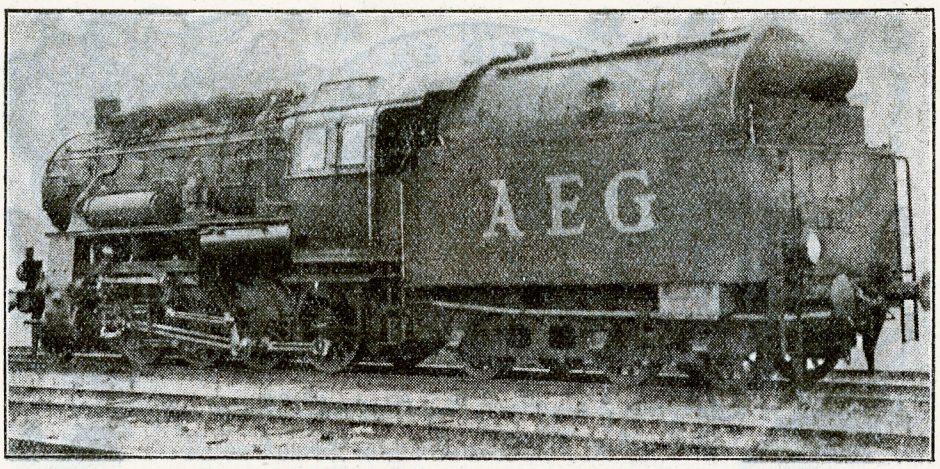
Da wohnt das Lied in grünen Wunderbäumen
Und alle Englein aus den schönsten Träumen...
Soll ich dir sagen, wie das Land sich nennt?
Kein Mensch ist froh, der's nicht von Herzen kennt.

Kein Reichtum ist größer, der die Welt besitzt,
Und keine Wohltat so das Leben würzt.—

Das schöne Land, das ist in Deiner Hand,
Es ist der Jugend goldnes Sonnenland.

Wolfram Brüse.

Mit Andacht lies und dich wird jedes Buch erbauen;
Mit Andacht schau, und du wirst lauter Wunder schauen. Friedrich Rückert.



Die A. E. G.-Kohlenstaublokomotive.

Auf der Eisenbahnstrecke Berlin—Fürstenberg ist eine neuartige Lokomotive in Betrieb genommen worden, die als ein großer technischer Erfolg anzusprechen ist. Es handelt sich um eine Kohlenstaublokomotive, bei der die außerordentlich schwere und körperlich aufreibende Arbeit des Heizers völlig beseitigt ist. Man hat bisher die Verbrennung von Kohlenstaub in Lokomotivfeuerungen für unmöglich gehalten. Deutscher Erfindergeist hat diese schwere Aufgabe gelöst. Äußerlich gleicht die Lokomotive den normalen Maschinen. Neuartig ist die auffallende Form des Tenders. Dieser ist vollständig geschlossen. An Stelle der Kohlen sieht man einen kesselförmigen Behälter, in dem Kohlenstaub als Brennstoff für die Lokomotive mitgeführt wird. Die A. E. G.-Kohlenstaublokomotive wird den Eisenbahnbetrieb wesentlich verbessern und große wirtschaftliche Fortschritte bringen.

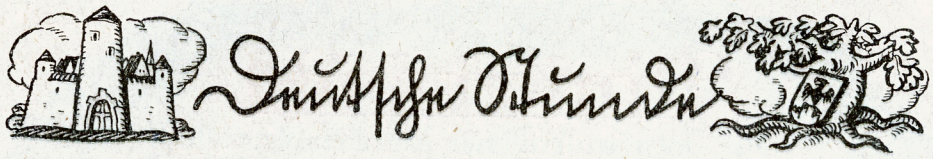
Statt hochwertiger Stückkohle kann für die Kohlenstaublokomotive jeder minderwertige Brennstoff verwendet werden, wie Fein- und Abfallkohle, Rohbraunkohle, Torf usw. Das bedeutet doppelten Gewinn: einmal wird der Betrieb der Lokomotive wesentlich verbessert, und sodann wird die gute Stückkohle für die Ausfuhr frei. Weg fällt weiter die Gefahr des Funkenauswurfes, die Rauchplage wird wesentlich verringert. Und noch in einer anderen Hinsicht ist die Erfindung wichtig. Die Lokomotive verspricht ein bedeutender Ausfuhrartikel zu werden, da es trotz eingehender, langjähriger Versuche bisher nicht gelungen war, für die zahlreichen Länder, die nur über minderwertige Kohle verfügen, wie Indien, Südafrika, Südamerika usw., eine brauchbare Kohlenstaublokomotive zu schaffen. T. P. A.

Einbanddecken 11. Jahrgang

„Die Rama-Post vom kleinen Coco". **Preis 50 Pfennig.**

Bestellungen mit Zahlkarte erbeten an:

Verlag: „Rama-Post", Goch (Rhld.), Konto 98 416, Postscheckamt Köln.



Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

(21. Fortsetzung.)

Die äußere Form der Dichtkunst. II.

Der Wohlklang der poetischen Sprache, der durch den Rhythmus — also den wohlgeordneten taktmäßigen Wechsel von schweren und leichten Silben — entsteht wird noch gesteigert und erst recht vollkommen durch die zweite Fessel, die der „gebundenen" Rede angelegt ist: durch die Vorschriften über den Reim am Ende der Verszeilen. Dieser sogenannte Endreim gibt den Versen einen bestimmten Abschluß und hebt zugleich die in den Reimwörtern enthaltenen Gedanken auffällig hervor.

Wörter reimen sich, wenn ihre Endsilbe oder Endsilben ähnlich klingen: z. B. Gut, Blut, geruht, Übermut usw.; gelaufen, raufen, taufen usw.; weinende, greinende, vereinende usw. (1-, 2- oder 3silbige Reime.) Völlig gleiche Wörter gelten nicht als „reine" Reime: z. B. dich und dich, Haus und Haus. Unreine Reime sind auch: Roß und Stoß, lieben und üben, Gott und Not. Warum?

Dieser heute kurzweg als Reim bezeichnete Endreim ist in den ältesten deutschen Dichtungen noch nicht zu finden; er ist erst später von anderen Völkern zu uns gekommen. Dafür aber kannten die germanischen Völker eine andere Form des Reimes, den Stabreim oder Anlautreim. Er besteht darin, daß die bedeutsamsten Stammwörter einer Verszeile (die sogenannten Stäbe) den gleichen Anfangslaut erhielten, z. B.: „So schloß die Schlaue mit Schlangenarglist; den schönsten der Ringe, den Regenbogen; und hohler und hohler hört man's heulen usw. Weitere solche „Stäbe", die auch noch heute gern in der Umgangssprache verwendet werden, sind: Mann und Maus, Kopf und Kragen, Stock und Stein, hoffen und harren, Schimpf und Schande, fix und fertig, frank und frei. (Versuche selbst noch einige zu finden!)

Ganz ähnlich ist der Stimmreim oder Inlautreim, bei dem die Vokale (= Selbstlaute) gleich klingen: z. B. recht und schlecht, mit Sack und Pack, auf Schritt und Tritt, sengen und brennen, kurz und gut. Er wird — neben dem Endreim — auch jetzt noch gern gebraucht zur Lautmalerei (davon später einmal Genaueres!), z. B.: Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt's.

Wie mehrere Versfüße einen Vers bilden, so müssen wieder mehrere Verse zu Strophen vereinigt werden, die einen abgeschlossenen Gedanken umfassen sollen. Auch die Strophen eines Gedichts müssen wieder gleichmäßig gebaut sein, nämlich gleiche Verszeilenzahl und gleichmäßig verteilten Endreim haben. (Ich bezeichne die Reimwörter kurz mit Buchstaben und zwar die zusammengehörenden mit dem gleichen.) Reimen sich z. B. in einer sechszeiligen Strophe Gut (= a) und Blut (a); mir (b) und dir (b); recht (c) und schlecht (c), so könnten die Reime verteilt sein: aa, bb, cc; oder ababcc, oder abcabc, oder abbacc, oder abbcac, oder abccba usw.

Hin und wieder findet man an bestimmten Stellen (meistens aber am Ende) jeder Strophe eines Gedichts eine immer wiederkehrende gleichlautende Verszeile (z. B. in Goethes „Heidenröschen" die Worte: „Röslein auf der Heiden"). Diese Erscheinung nennt man Kehrreim oder Refrain (sprich: refräng!)

Nebenbei will ich noch einen Kobold unter den Reimen erwähnen: den Schüttelreim. Bei dieser lustigen „Reimerei" vertauscht man einfach die Anfangsbuchstaben der beiden letzten Wörter der Zeile, z. B.: „Seht dort die steile Wand, vor der ich eine Weile stand!" oder: „Weil Räuber nach der Beute langten, im ganzen Ort die Leute bangten." „Da großen Durst die Leute haben, will ich mit Wein sie ... Wie geht's nun weiter?

Glaube nun nicht, weil du jetzt das Wichtigste über die äußere Form der Dichtkunst erfahren hast, du könntest nun so mir nichts, dir nichts „dichten"! Gewiß, jeder Sprachgewandte wird leicht sogenannte Gelegenheitsgedichte für Familienfeste und dergleichen zustande bringen; echte Poesie aber braucht einen Künstler als Schöpfer; sie muß aus dem Herzen kommen und das Herz der Hörer und Leser ergreifen, begeistern und erheben können.

Die schöne Form macht kein Gedicht,
der schöne Gedanke tut's auch noch nicht;
es kommt drauf an, daß Leib und Seele
zur guten Stunde sich vermähle. (Geibel).

Dinkelsbühl

Zur Jahrtausendfeier der alten Reichsstadt

von Wilhelm Pülz

In ein überaus anmutiges Flußtal gebettet, mit altersgrauen, efeuüberwucherten Mauern und Türmen aus einem Gewirr von sich ineinanderschiebenden Dächern und hochaufkeimenden Bäumen emporwachsend, liegt, wo die Volksstämme der Schwaben und Franken sich scheiden, eine alte Stadt, deren Geschichte wie das Wasser eines dämmerumsponnenen Waldbrunnens heraufrauscht aus unserer Urväter Tagen. Und diese Stadt ist Dinkelsbühl, die Stadt der Kinderzeche, die Stadt, in deren altersgrauen Gassen vergangene Zeiten stillegestanden sind, die Stadt, deren Gesicht und Seele deutsch ist zutiefst — Dinkelsbühl, das in diesem Jahre auf ein tausendjähriges Bestehen zurückblicken kann.

Sieh, welch verwetterte Stadttore wehren den Eintritt! Sieh die weithin sich schlingende, schwer wuchtende steinerne Wehr der Stadtmauer! Sieh, welch wundervolle, tief ans Herz greifende Bilder mittelalterlicher Romantik! Fühlst du, wie etwas von dir abfällt wie ein Mantel, wenn du durch das alte ehrwürdige Tor getreten bist! So schreite hinein in die dämmernden Gassen dieser in Wahrheit köstlichen Stadt, mache dein Herz weit und wirf dich diesem deutschen Märchen Dinkelsbühl an die Brust.

Nun stehst du vor dem gewaltigen Quadernkoloß der St.-Georgs-Kirche, die ihresgleichen sucht in benachbarten Gauen. Ein großer Künstler hat seinem Schöpfungstraum Gestalt gegeben, als er aus totem Stein diesen hochragenden dreischiffigen gotischen Dom formte. In ihrem Innern findest du Werke der Malerei und Skulptur von unvergänglichem Werte, wie sie ein Albrecht Dürer, ein Wohlgemut schuf. Welch weite Fernsicht tut sich auf vom Zinnenkranz des Turmes, das Wörnitztal hinab bis zu den Randbergen

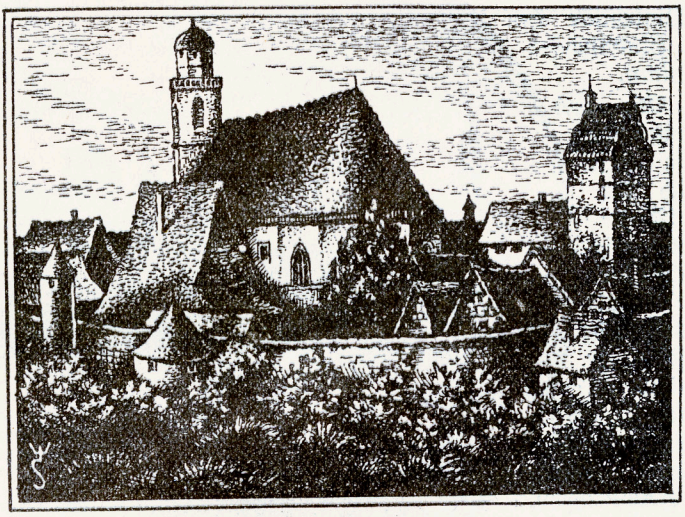
des Rieskessels und gen Norden, wo die lieblichen Berge der Frankenhöhe ihre zarten duftigen Linien gen Himmel werfen. Und nun sieh hinab zur Stadt! Welch Gewimmel der Häuser und der engen grauen Gassen! Wie die Dächer sich ineinanderschieben, sich zusammendrängen, als hätte ein Kind just dort seine Spielzeugschachtel verloren. Und doch ist noch Raum für Gärten und klinsekleine Höfe, in denen alte Brunnen sprudeln und die Dämmerung blausilberne Schleier um die Winkelstille der Hinterhäuser spinnt.

Wie frei und gewaltig wirft sich der Marktplatz zwischen die Häuser! Und doch ist er nichts anderes als eine Kreuzung zweier Hauptstraßen, die schon im frühesten Mittelalter als Heerstraßen wohlbekannt und vielbenützt waren. Und da, gleich am Markte, wächst aus der Häuserzeile das schönste Haus Dinkelsbühls, das „Deutsche Haus". Stockwerk um Stockwerk springt über die Grundmauern hinweg nach der Straße zu vor, in den verbleiten Fenstern bluten leuchtende Geranien und das braune ehrwürdige Holzfachwerk bringt klingendes Leben in die Wände und schafft hier einen Bau von solch straffer Geschlossenheit, solcher Wohnlichkeit und anheimelnder Freundlichkeit, daß ein deutscher Forscher unserer Tage das „Deutsche Haus" zu Dinkelsbühl ein „Schatzkästlein deutscher Renaissance" genannt hat. Viele andere Bauwerke wären hier zu nennen, die dem „Deutschen Haus" würdig an die Seite gestellt werden können, so das Waggebäude, die Spitalkirche und der ehemalige „Deutschherrenhof" mit seiner wundervollen Barockfassade, dem vollendet gestalteten Portal und der in Wahrheit reizenden Rokokokapelle.

Ja, in dieser Stadt ließ sich leben, ein wenig behaglich, ein wenig versonnen und doch immer sinnenoffen und das Herz dem Glücke beseelter Stille zugetan. Diese Stadt gebar einen Christoph von Schmid, den großen Märchenerzähler, dessen von dem Hauch der Romantik beseelten Geschichten unsere Väter und Vorväter glückliche Stunden der Jugend danken. Sieh und schreite nur hinein in diese stillen Straßen mit den verträumten Plätzen, in deren Dämmerstille alte Brunnen das Lied der Stille rauschen! Ein leises und dennoch unendlich seliges Zagen fällt über dein Herz, denn du weißt: Hinter diesen Fenstern sind braungetäfelte ehrwürdige Zimmer, durch deren warmes Dämmern die Stille geheimnisvoll auf Sammetschuhen schreitet. Hoch in den Himmel wachsen die spitzen Giebel der alten Patrizierhäuser und zwischen den Huckelsteinen des Pflasters quillt Gras aus spärlichem Boden. Alte blinde Laternen baumeln an wunderlich schweren

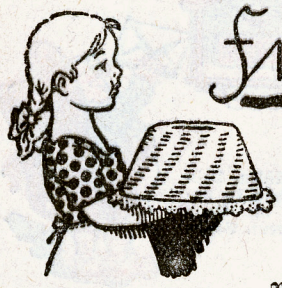
Ketten über den Gassen und in jeder eichenen Haustür, jedem schmiedeeisernen Schild, jedem grauen Brunnengitter grüßt uns alte deutsche Handwerkerkunst. Nicht in einer Zeile verlaufen die Straßenzüge dieser vieltürmigen Wörnitzstadt. Hier tritt ein fünfeckiges Haus keck in die Gasse hinein, dort weicht eins zurück und schafft Platz für einen dämmerigen Winkel, in dem eine uralte Linde mit ihren Ästen behutsam um die grauen Wände tastet. Das sind Straßenbilder voll unvergleichlichen Reizes.

Und beglückend ist der Gedanke: Mittelalterliches Leben wird zur Wirklichkeit in der Zeit, da das Festspiel der Stadt, die Kinderzeche, die Herzen von jung und alt entzückt. Und wer im Spiegel der darstellenden Kunst sieht, wie die liebliche Türmerlore mit ihrem betenden Kinderzug das Herz des grimmigen Feindes rührt, der träumt sich weich und versonnen zurück in die ferne Zeit, da das grauenhafte Morden des Dreißigjährigen Krieges wie ein furchtbares, sich entladendes Gewitter über den deutschen Landen stand und Wut und Eroberungsgier fremder Söldnerscharen die schöne Heimat zerstören und vernichten wollten.



Hast du dann deinen Rundgang durch die ruhvolle Stadt beschlossen, so tritt aus einem der Tore und gehe dem Wall nach, der die Stadtmauer wandernd geleitet — Wunder über Wunder wächst dir entgegen und die Stadt Dinkelsbühl bietet dir an ihren Mauern Bilder von unvergeßlicher Schönheit, die hundert- und tausendmal von Künstlerhand gemalt worden sind, ohne daß sie erschöpft wären. Wie schön ist's, in sinkender Abendstunde auf einer der Ruhebänke am Rothenburger Weiher zu sitzen. Ein paar Schwäne gleiten leise über das Wasser, Schilf und Röhricht keimen auf und säuseln im Abendwind und darüber wächst empor die efeuüberwucherte Stadtmauer. Über den Dächern brennt der Himmel in Rot und Gold und vom Turme singt leises windverwehtes Abendläuten. Das ist eine feierliche Stunde!

Und solch eine Abendstunde ist's. Wir stehen am Bahnhof jenseits des Wörnitzflüßleins. Drüben die Stadt im Dämmerschein, über den Dächern das Glutmeer der sinkenden Sonne. Vom rollenden Wagen schauen wir noch lange nach der stillen Stadt und unser Taschentuch flattert im Abendwind. Und wir wissen: Im Schwabenland liegt eine Stadt. Aus tausend Jahren hat sie Reste vergangener Tage herübergerettet in unsere laute lärmerfüllte Zeit. Durch ihre Gassen sind wir geschritten, wir hörten die Stimme ihrer Glocken, wir träumten uns zurück in ferne, längst in den Brunnen der Vergangenheit hinabgerauschte Tage. Und was das Tiefste ist: Wir fühlten das Glück, deutsch zu sein, denn diese Stadt Dinkelsbühl griff uns stark und heimatlich ans Herz, sie ist ein deutsches Kind.



Für die Küche

Koch- und Backrezepte.

Tomatensuppe (6 **Personen**). 1 Pfd. reine Tomaten werden in Viertel geschnitten und mit einer kleinen Zwiebel, etwas Petersilie und Lauch in Wasser, das die Zutaten gerade überdeckt, ganz weichgekocht. Die Masse wird durch ein Sieb passiert, mit 2 Liter Kalbsknochenbrühe aufgekocht, mit 60 Gramm in Wasser aufgelöstem „Maizena“ während des Kochens verrührt und mit einem Stückchen „Rama-Margarine butterfein“ vor dem Servieren unterzogen.

Mittagskuchen. 6 gehäufte Eßlöffel Mehl, 4 gehäufte Eßlöffel „Rama-Margarine butterfein“, 2 gehäufte Eßlöffel „Maizena“, 4 gehäufte Eßlöffel Zucker, 3 gehäufte Eßlöffel Korinthen, ½ gehäufter Eßlöffel Sukkade, Prise Muskatnuß, gestampft, 2 Eier, 1 Teelöffel Backpulver, ungefähr 1 Teetasse Milch.

Das Mehl wird gesiebt und die „Rama“ darin verrieben; Korinthen und Sukkade (geschnitzelt) hinzugetan. Die Eier werden geschlagen und mit der Milch zusammen in die Masse hineingeführt und gut geschlagen. Der Teig wird in eine vorbereitete Form gegossen und 1½ bis 2 Stunden bei mäßiger Hitze gebacken.

Apfelsuppe (6 Personen). 8 Äpfel, 2 Liter Wasser, Zucker, Zimt, bittere Mandeln, 70 Gramm „Maizena“, ein Stück „Rama-Margarine butterfein“.

8 große süßsaure Äpfel werden geschält und in Stücke geteilt, das Kernhaus entfernt, dann mit 2 Liter Wasser, Zucker, Zimt, einigen bitteren Mandeln und 1 Zitronenschale weichgekocht und durch ein Sieb gestrichen. Hierauf wird die Suppe noch einmal aufgekocht, indem man 70 Gramm „Maizena“, das man in Wasser aufgelöst, hinzugibt. Vor dem Servieren kann man die Suppe, um sie zu verfeinern, mit einem Stück „Rama-Margarine butterfein“ abziehen. Ebenso kann als Einlage ein Quantum Semmelwürfel mit serviert werden.

Hühnerfrikassee. Mit drei Eßlöffeln „Rama-Margarine butterfein“, 30 Gramm „Maizena“, einem Stückchen Zitronenschale und einer in Scheiben geschnittenen Zwiebel macht man eine helle Mehlschwitze. Sie wird mit ¼ Liter kalter Milch und 1 Liter Brühe aufgezogen. Hierzu gießt man einen Guß Weißwein oder Zitronensaft und schmeckt mit Salz und Würze ab. Die heiße Soße zieht man mit 1—2 aufgequirlten Eidottern ab und legt das in Stücke geschnittene Suppenhuhn, 2 Pfund in Stücke geschnittenen Spargel, welchen man in Salzwasser oder in der Brühe gargekocht hat, hinein. Auch einige Fleischklößchen u Krebsschwänze verfeinern das Gericht.

Klopfschinken. 6 bis 12 Scheiben Schinken werden geklopft und zwei Stunden in kalte Milch gelegt. Nun verquirlt man ein Ei, 10 Gramm „Maizena“ und 5—6 Eßlöffel Milch. Hierin werden die abgetropften Schinkenscheiben mittels einer Gabel gewendet und in brauner „Rama-Margarine butterfein“ von beiden Seiten schnell hellbraun gebraten. Hierzu bereitet man folgende Soße: 2 Eßlöffel „Rama-Margarine butterfein“ werden gebräunt und darin 10 Gramm „Maizena“ hellgelb anlaufen gelassen. Dieses wird mit ¾ Liter Wasser zu einer bündigen Soße verkocht. Sie wird mit Salz und Würze abgeschmeckt.

Praktische Winke.

Gegen das Eingehen wollener Stoffe. Wenn dergleichen Stoffe gewaschen werden sollen, so muß man sie so heiß wie möglich waschen, und wenn sie rein sind, sogleich in das kälteste Wasser tauchen, alsdann auswringen und trocknen lassen. Dadurch wird das Eingehen verhindert.

Briefkasten

Hedwig Rechler, Ort? Hättest du nicht vergessen, auf der Postkarte deine vollständige Adresse anzugeben, würden wir dir längst brieflich Aufklärung übermittelt haben. Hole also das Versäumte nach, und du wirst zufriedengestellt. Auf treue Freundschaft!

Günter Stas, Schweidnitz, macht uns, unter Bezugnahme auf unsere Briefkastennotiz in Nr. 15, darauf aufmerksam, daß die größte Meerestiefe nicht 9636, sondern 10430 m beträgt. Diese Meerestiefe hat der Kreuzer „Emden" auf seiner vor einigen Monaten beendeten Weltreise in der Nähe der Philippinen festgestellt. Nach unserer Erkundigung ist dies die erste Messung, die unter 10 000 Meter hinabgeht. Die tiefste Stelle des Meeres war danach rund 1600 Meter weiter vom Meeresniveau entfernt als der Gipfel des höchsten Berges der Erde (Mount Everest 8880 Meter). Besten Dank und Gruß.

„Palmin-Post" wünscht zu tauschen: Willi Wolff, Köln-Ehrenfeld, Fridolinstr. 76 II.

Tilli Scheidt, Wiesbaden. Von einem **Erfinder** des Radios kann man nicht reden. Es waren viele hervorragende Geister daran beteiligt, so der Deutsche Herz, der Franzose Branly und der Russe Popoff. Der erste, der die bis dahin bekanntgewordenen Apparate als Nachrichten-Übermittler zusammenfaßte, war der Italiener Marconi. Durch seine Experimente erfand er am 12. Mai 1897 die drahtlose Telegraphie. Der technische Fortschritt brachte uns dann den Länder und Völker der ganzen Welt verbindenden Radio-Rundfunk.

Rudolf Krause, Zechin. Du wirst uns also auch zukünftig treu bleiben; das ist auch zu deinem Besten. Herzlichen Dank und Gruß.

Erda aus Rulfcht. Der Walfisch wird 30 Meter lang; er erreicht ein Gewicht von 150 000 Kilogramm.

Heinz Montag, Ahlen. Dein Briefchen kam richtig in unsern Besitz. Über die Verse haben wir uns gefreut. Besten Dank.

Heini Magerkath, Kassel. Zurzeit ist Charlie Paddok der schnellste Läufer der Welt, also auch Amerikas.

X., Y., Z., Halle-S. Radium. — Zukünftig neben dem Decknamen auch die vollständige Adresse angeben.

Egon Schmachtenberg, Köln. Wenn wir deine Wohnung, also Straße und Hausnummer, gewußt hätten, würden wir dir schon längst geschrieben haben. Gib uns mal genaue Aufklärung zu deiner uns mit Postkarte vorgetragenen Bitte.

Joachim Schulze, Leipzig. 1. Das französische Wort „Sottise" heißt auf deutsch: Dummheit, Grobheit. — 2. Es heißt richtig: „Das geht d i c h nichts an!" — 3. Haupt- und Residenzstadt von Liechtenstein ist Vaduz. — 4. Der Buchfink ernährt sich von Insekten und Körnern.

Christel Katschak, Klinge. Unverhofft kommt oft. Das Sprichwort hat sich bei dir wieder mal bewahrheitet. Die Freude ist also groß gewesen. Gruß.

Friedrich Everding, Dortmund, Rheinische Straße 62, wünscht mit Briefmarkensammlern in Verbindung zu treten.

G. M. Achenbach, Frankfurt a. M. Bist du bei der Verlosung mit einem Preise herausgekommen? Laß mal von dir hören. Gruß.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Porto-Auslagen von 5 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.).

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)